



Das Erbe der Kriegsenkel.

Was das Schweigen der Eltern mit uns macht

Matthias Lohre

Gütersloher Verlagshaus | 2016

Rezension: Alke Eden, 07/2019

„Also: Reden wir.“ Mit diesem Apell schließt Matthias Lohre die Geschichte über seine Reise in die Vergangenheit, die Kindheit und Jugend seiner Eltern und auch in seine eigene Kindheit und Jugend. Von seiner eigenen familiären Erfahrung ausgehend, nimmt Lohre aktuelle Literatur zur Traumaforschung und zur generationsübergreifenden Weitergabe von Traumatisierungen in den Blick. Ohne erhobenen Zeigefinger und auch ohne sentimental den Deckmantel stellt Lohre sich seiner Familiengeschichte, die der von vielen Kriegsenkeln gleicht:

Die Eltern letztlich fremd, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Leistungsanspruch und ein „perfektes“ Bild der Familie nach außen, Versorgung mit Nahrung und Kleidung, aber nicht mit echter Zuneigung und Wärme, mit Emotionen, stattdessen Druck und Enge. Die Erwartung der Eltern, dass die Kinder Verständnis haben sollen für ihre eigene Bedürftigkeit: Parentifizierung. Und der daraus vielfach resultierende Reflex, die Eltern noch über ihren Tod hinaus in Schutz zu nehmen vor Kritik. So schildert auch Lohre, wie er die Wut auf seine Eltern, die Trauer über den emotionalen Mangel seiner Kindheit und Jugend lange unterdrückt und sich selbst nicht das Recht zugesteht, diese Gefühle zuzulassen und vor allem: Mitgefühl mit sich selbst zu entwickeln. Mitgefühl mit sich selbst, nicht oder zumindest nicht nur mit seinen Eltern. Der Satz seiner Kindheit „Stell dich nicht so an, dir geht's doch gut.“ blockiert ihn auch als Erwachsenen noch. Und Lohre zeigt auf, dass er damit nicht allein ist, dass die Prägung durch diesen Satz – oder ähnlich geartete Sätze – durchaus eine der Gemeinsamkeiten von Kriegsenkeln darstellt. Das Recht eines Kindes, dass die eigenen Gefühle und Bedürfnisse durch die Eltern wahr- und ernstgenommen werden, wird dadurch verwehrt, so dass das Kind in der Folge lernt, sich selbst diese Bedürfnisse und Emotionen nicht zuzugestehen und dies dann auch als Erwachsener nicht zulassen kann. Lohre betitelt dieses Kapitel mit „Verstehen & Nicht-Verzeihen“ und sieht darin den Schlüssel zur Veränderung, zur eigenen Entwicklung. Das (emotionale) Leid der Eltern zu verstehen – und trotzdem die eigene Wut und Trauer anzunehmen, bezeichnet er als „das große UND“.

Für die Auseinandersetzung mit seiner eigenen (Familien-)Geschichte reiste Lohre an die Orte seiner Kindheit und die Orte der Kindheit seiner Eltern. Er sprach mit Fremden aus der Generation seiner Eltern, mit Familienmitgliedern, mit Therapeuten und setzte sich mit ak-

tueller (Forschungs-)Literatur zum Thema auseinander. Der Spannungsbogen von der ganz persönlichen Betroffenheit über gesellschaftliche Rahmenbedingungen hin zu verbindenden Elementen, in denen sich heute viele Kriegsenkel wiederfinden, hat mich an diesem Buch besonders angesprochen. Die Ehrlichkeit und Offenheit, mit der Lohre seine Familie skizziert, auch sich selbst kritisch betrachtet und der sich durch das Buch ziehende und am Ende auch so formulierte Apell „Reden wir.“ bietet meiner Einschätzung nach viele Anknüpfungspunkte für die Begegnung mit der eigenen Geschichte. Der Blick immer wieder über die eigene Familie hinaus auf die gesellschaftliche Situation, auf Werte und Normen, die die Großeltern und Eltern in ihrer Kindheit und Jugend geprägt haben, stellt aus meiner Sicht eine gelungene Ergänzung zu dem persönlichen Erleben dar. So bleibt Lohres „persönliche Geschichte“ eben kein Einzelfall, sondern steht exemplarisch für viele. „Also: Reden wir.“

Mein persönliches Fazit: unbedingt lesenswert, auch wenn man eventuell schon einige Literatur zum Thema Kriegsenkel gelesen hat.

